



Werk, sichtbar machen

bauen + wohnen

Wie wird Architektur inklusiver?

Mycket, Huxtable, Lüscher, Montiel
Sieben Frauen, vier Positionen
Debatte: Stoppt die Hochhäuser!
Noguchi in Bern, Shinohara in Weil

12-2022
Rendre visible
Making visible



CHF 27.- / EUR 23.- 9 770257 935000

Die Stadtmacherin



Ein persönlicher Blick auf Regula Lüscher's bisherige Architektinnenkarriere

Die ehemalige Senatsbaudirektorin von Berlin hat als Architektin alle Seiten der Praxis gelebt. Dass dabei der rote Lippenstift immer wieder thematisiert wurde, macht sie wütend.

Aufgezeichnet von Jenny Keller

Ich bin durchaus traditionell aufgewachsen. Mein Vater, er war Goldschmied, kam jeden Mittag mit dem Velo nach Hause, und meine Mutter, die beruflich zurücksteckte, sorgte dafür, dass das Essen auf dem Tisch stand. Dennoch lebten meine Eltern moderne Rollenbilder vor, mein Vater half z. B. selbstverständlich im Haushalt, meine Mutter diskutierte leidenschaftlich das Zeitgeschehen. Gewohnt haben wir in einer 1950er-Jahre-Siedlung in Allschwil mit zentraler Wiese und einem Stevi-Wäscheständer. Kulturell ging es relativ elitär zu: Die Möbel wurden im Wohnbedarf gekauft, das Besteck in meinem Puppenhaus stammte von meinem Vater, angelehnt an ein Jansen-Design, und die Eltern gingen ins Theater, ins Konzert, lasen Schweizer Literatur.

Im Gymnasium spielten wir viel Theater, so wuchs der Wunsch, Schauspielerin zu werden. Ich hatte auch kleine Rollen als Statistin am Theater Basel. Die Theaterwelt, ihre menschlichen Schicksale und der Umgang der Regisseure mit den Schauspielern waren jedoch nichts für mich. Nach der Matur studierte ich Deutsch und Geschichte mit dem Be-

rufswunsch Journalismus, da ich gerne schrieb. Auf einer Interrailreise mit einer Freundin in den Norden lernte ich in Helsinki dann eine faszinierende Frau kennen, eine Architekturstudentin. Angetan von der skandinavischen Art des Wohnens, entdeckte ich mein Interesse für Wohnkultur und Wohnungsbau. Als ich zurückkam, schrieb ich mich an der ETH ein. Ich studierte Architektur, in der Meinung, dass ich Architekturjournalistin würde. Nach vier Wochen an der ETH war klar, ich werde Architektin!

Als Silvia Gmür (vgl. Nachruf wbw 4–2022, S. 50) Gastdozentin wurde, studierte ich bei ihr. Meine Architekturhelden waren zwar Männer: Kahn, Le Corbusier, Aalto, später Lewerentz, aber meine persönlichen Leitfiguren waren instinktiv Frauen – wobei mir das erst später bewusst wurde. Bei Silvia Gmür habe ich auch das kurze Praktikum gemacht, bei Wilfried und Katharina Steib dann das lange, dort habe ich gemeinsam mit Katharina Steib (vgl. Nachruf wbw 5–2022, S. 47) endlos 1:1-Modelle gebaut.

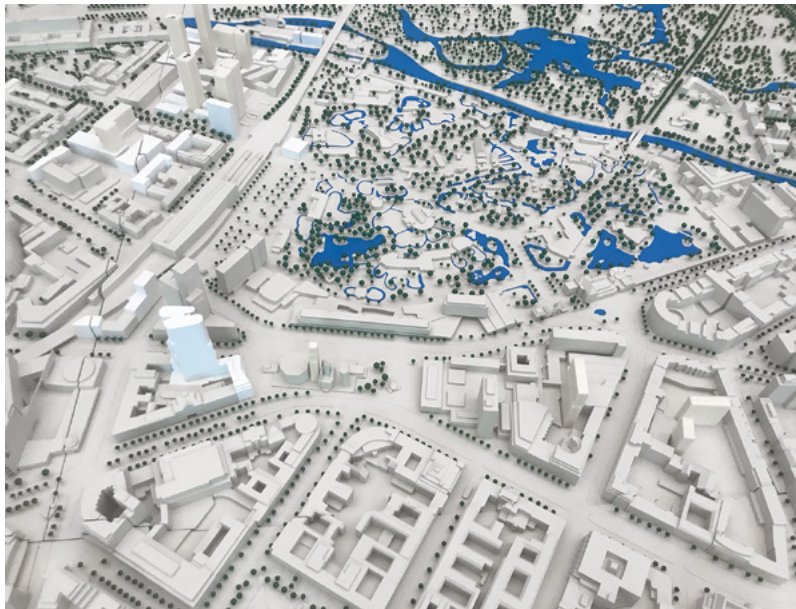
Meine weitere wichtige Leitfigur war Marianne Burkhalter. Auch Assistentin an der ETH und akzeptiert in einem Herrenclub, den «Rossianern». Mariannes Bleistiftzeichnungen waren faszinierend! Sie kam aus Amerika zurück und brachte den Holzbau mit, dabei hat uns die Ökologie damals noch gar nicht interessiert. Es begeisterte mich, Frauen in diesem Job zu sehen, vermutlich, weil ich selbst auf der Suche nach meiner Rolle in diesem Beruf war. Man muss sich vorstellen, das war eine Zeit, da kam ich an eine Zwischenkritik, und die Professoren diskutierten über die Farbe meines Lippenstifts. Dass Frau öffentlich kommentiert wurde, kann man sich heute

Es begeisterte mich, Frauen in diesem Job zu sehen, vermutlich, weil ich selbst auf der Suche nach meiner Rolle in diesem Beruf war.

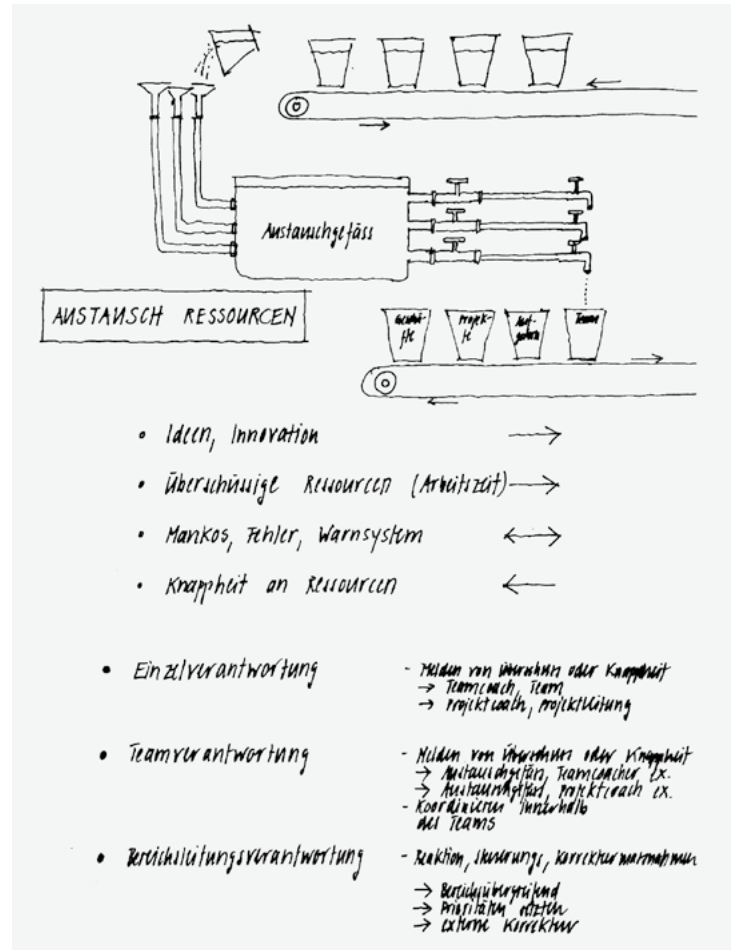
fast nicht mehr vorstellen. [Anm. der Redaktorin: Das war auch noch so in den 2000er Jahren, als sie selbst an der ETH studierte.] Ich habe das einfach weggelächelt, aber es gab schon Momente, in denen ich richtig wütend wurde: 1987 habe ich mit einem guten Diplom bei Mario Campi abgeschlossen, und ich musste mir anhören, dass der Frauenbonus mindestens eine halbe Note ausmache ... Das fand ich verletzend. Auf eine Replik verzichtete ich aber weitgehend. Es war einfach so.



Projektbesprechung im Gestaltungsbeirat, dem sogenannten Berliner Baukollegium.
Bild: Lidia Tirri



Ein Ausschnitt aus dem Stadtmodell Berlin mit dem Breitscheidplatz im Zentrum.



Die Aufgabe, das Amt für Städtebau Zürich zu reorganisieren, löste Regula Lüscher auf ihre kreative Art.

Nach dem Diplom arbeitete ich in Zürich bei Max Baumann & Georges Frey für ein gutes Jahr, weil sie mir versprochen hatten, ein Garderobengebäude von A–Z in der Ausführung betreuen zu können, und ich wollte bauen. Am dritten Tag mussten sie mir mitteilen: Das Projekt sei vorerst verschoben, ich arbeite

**Ich erkannte meinen Vorteil als Frau:
Ich konnte fragen, ohne meine Gesicht
oder meine Autorität zu verlieren.**

jetzt an der Überbauung am Bahnhof Wipkingen, einem Wohnungsbau. Baumann & Frey schickten mich junge Architektin dann an eine Bürgerveranstaltung. Ich habe das Projekt in den höchsten Tönen gelobt – und es gab nur Widerstand. Am nächsten Morgen wurde dann vom Bürochef berichtet, dass ich ungläubliche Fähigkeiten hätte, die Leute zu begeistern, ein Projekt zu erklären, ja, zu vermitteln. Genau, typisch für die Frauenrolle. Und ich dachte: Ok, das kann ich, das bin ich. Und das stimmt ja auch.

Dann hatte ich etwas Geld beisammen und konnte meinen Wunsch verwirklichen: Ich wollte nach Wien. Ich habe mich bei Tesar, Czech und Krischanitz beworben, und ich weiss noch, ich hatte allen einen handschriftlichen, vier- bis fünfseitigen Brief geschickt, in dem ich darlegte, weshalb ich zu ihnen wollte. Ich dachte, ich schreibe nicht, was ich kann, sondern, weshalb ich sie toll finde. Und ich fand sie alle drei toll, auf ihre eigene Art. Krischanitz meldete sich als erster und sagte, ich könne kommen. Es war ein super Jahr!

Marina Hämmerle, damals Kollegin im Büro, führte mich sofort in die Wiener Community ein. Am ersten Abend gab es bereits eine grosse Party. Eigentlich haben wir immer gefeiert und kamen erst um zehn Uhr ins Büro, in dem immer Nebelstimmung herrschte, weil so viel geraucht wurde.

Nach der Heirat mit Patrick Gmür und der Rückkehr nach Zürich hatten wir beide Assistenzstellen und gründeten 1989 das Büro Gmür Lüscher Gmür, das sich anfänglich in unserer Dreizimmerwohnung befand. Das erste Projekt in einem Steinbruch ging aber in Rauch auf – buchstäblich –, denn kurz nachdem wir fertig projektiert hatten, gab es einen Sprengunfall und der Bauplatz war Geschichte. So ging es eigentlich weiter. Wir machten Wettbewerb um Wettbewerb und waren auch ziemlich erfolgreich, doch über sechs Jahre konnten wir keinen

dieser Wettbewerbe ausführen. Der zweite Auftrag war eine Dachsanierung am Zürichberg, ich machte die Bauführung, doch hatte ich wenig Ahnung, weil ich ja nie gebaut hatte. Ich erkannte meinen Vorteil als Frau: Ich konnte fragen, ohne mein Gesicht oder meine Autorität zu verlieren. Ich habe immer versucht, alle Handwerker zu motivieren, die Dinge schön zu machen, weil ich sie überzeugte, dass es, wenn es schön ist, auch für sie schön ist. Der Umgang war respektvoll, weil ich mir Mühe gab, Gelerntes umsetzte, besser wurde und zuhörte.

Dann wurde ich an erste Jurys eingeladen. Und wieder wurden diese Einladungen «dem Frauenbonus» zugerechnet: Es sei leichter, für Jurys vorgeschlagen zu werden, wenn man eine Frau sei. Aber, dass man vielleicht diplomatischer ist, dass man es anders macht, und es vielleicht einen Grund gibt, dass man reüssiert, und es nicht am roten Lippenstift liegt, das ist mir natürlich aufgestossen.

Dann wurde es allerdings schwierig, weil ich abgeworben wurde. Man muss sich vorstellen: Wir führten neun Jahre erfolgreich unser Büro, obwohl wir noch nicht viel bauen konnten. Dann rief Franz Eberhard, der damalige Direktor des Amts für Städtebau Zürich, an, und rund sechs Wochen später war ich weg. Es war eine schwierige Entscheidung für mich, auch aus Loyalitätsgründen, doch am Ende entschied ich mich für die neue Herausforderung.

Die Überzeugung, dass jede Architektin und jeder Architekt im Sinne einer «Bürgerinnenpflicht» einmal auf die andere Seite muss, war einer der Beweggründe. Ich fand, dass genau dort, in der Verwaltung, die besten Architektinnen und Architekten ar-

Ich fand, dass genau dort, in der Verwaltung, die besten Architektinnen und Architekten arbeiten müssen.

beiten müssen. Dazu kam die Stadtplanung, die mich interessierte, sowie der Umstand, dass ich eine Führungsrolle innehaben werde.

Rasch erhielt ich die Aufgabe, das Amt zu reorganisieren. Und Franz Eberhard wollte mich als Chefin des gesamten Bereichs. Dabei galt es für mich als junge Frau, ehemalige Bereichsleiter, denen ich vor die Nase gesetzt wurde, zu integrieren.

Allmählich wurde das Frausein im Beruf zum Thema. Weshalb? Das fing im Grunde genommen an, als ich Personal rekrutieren konnte. Zürich war

boom city, wir hatten viel Geld und konnten vier oder fünf Stellen neu besetzen. Wir schrieben 50-Prozentstellen aus, weil ich wollte, dass unsere Angestellten nebenbei ihre Büros aufbauen konnten. Dabei merkte ich, wie viele Frauen sich bewarben. Nicht nur Frauen – auch Männer, die bereits Familie hatten

In Berlin merkte ich, dass es wirklich auch als Frau schwierig wird, sobald Macht im Spiel ist.

und sagten, da habe ich geregelte Arbeitszeiten, kann Teilzeit arbeiten und habe dennoch einen interessanten Job mit einem guten Lohn und Sicherheit. Und ich bekam wirklich ganz viele grossartige Leute.

Mein heutiger Mann, Martin Bunjes, kam dann in die Geschäftsleitung als Profi für Management, HR, Finanzen, Kommunikation und Strategie, und von ihm lernte ich wahnsinnig viel über Führung. Auch über Genderthemen sprachen wir viel, er war sensibilisiert, weil er unter anderem aus dem Personalwesen kam.

Nach wiederum neun Jahren wurde ich einmal mehr abgeworben: Berlins Senatorin für Stadtentwicklung, Ingeborg Junge-Reyer, hörte von mir, und ins politische Klima ihrer Stadt sollte jemand kommen, der weder die sogenannte Stein- noch die Glasfraktion vertrat. Hans Stimmann hatte zu lange polarisiert.

Ich war natürlich überrascht und musste schon wieder innerhalb von drei oder vier Wochen eine Entscheidung treffen. Ich habe mich für Berlin entschieden, wobei ich mir nicht vorstellen konnte, trotz Vorahnung, wie lange mich Stimmann verfolgen sollte. Er war vollkommen von seiner «kritischen Rekonstruktion» überzeugt, das war seine Mission. In meinen ersten Jahren in Berlin gab es von ihm einmal im Monat einen ganzseitigen Artikel in einer der drei grossen Tageszeitungen. Man kann sich nicht vorstellen, wie das war: Er hatte überall seine Leute, die mich torpedierten. Ich konnte mich seines Themas gar nicht entziehen, obwohl ich eine ganz andere Vorstellung davon hatte, was ich in Berlin machen wollte. Dort merkte ich, dass es wirklich auch als Frau schwierig wird, sobald Macht im Spiel ist. In Berlin war ich als Staatssekretärin und Senatsbaudirektorin eine öffentliche Person, deren Handlungen – auch unter dem Label Frau – medial permanent kommentiert wurden. Nach einem Jahr

wurde ich z. B. dann auf fiese Art und Weise heruntergemacht: Überfordert nannte man mich, ich verstehe Berlin nicht, weil ich es gewagt hatte, die Architektur der amerikanischen Botschaft zu kritisieren. Zur gleichen Zeit stand ich in der Kritik, weil klar wurde, dass ich einen völlig anderen Umgang mit dem DDR-Erbe hatte. Weg von der kritischen Rekonstruktion, hin zu einem Nebeneinander vieler prägender Zeitschichten. Unabhängig davon sorgte ich für Innovation, habe ich doch als erste in der Bauverwaltung eine Frau aus der ehemaligen DDR in eine Führungsrolle befördert. Und das bei damals 1900 Mitarbeitenden.

Ich musste lernen, zu pokern, Dinge zu behaupten, nicht mehr zu argumentieren, Dinge zu wiederholen, was mir total fremd war. Aber nur so wurde ich ernst genommen. Christiane Thalgot, Münchens ehemalige Stadtbaurätin, war meine Mentorin. Sie hat mir Berlin und die preussische Verwaltung erklärt: extrem hierarchisch und allgemeine Unverbindlichkeit pur. Ich musste lernen, dass man hier unter «Führen» «Befehlen» versteht. Kooperatives Arbeiten kannte man damals nicht. Wenn ich dis-

Ich erinnere mich an einen Artikel mit zugehörigem Foto der Senatorin und ihren drei Staatssekretärinnen in der Berliner Zeitung mit der Überschrift «Frauenhaus».

kutieren wollte, dann wurde mir das als Schwäche ausgelegt. Auch war das Frausein immer wieder Thema. Ich erinnere mich an einen Artikel mit zugehörigem Foto der Senatorin und ihrer drei Staatssekretärinnen in der Berliner Zeitung mit der Überschrift «Frauenhaus».¹

In Berlin hatte ich primär Frauenfreundschaften, ich war auch in einem professionellen Frauennetzwerk, das war mir sehr wichtig. In einem sehr fordernden Umfeld konnte ich mich vor allem auf die Frauen verlassen. Ich wusste, dass sie mir nicht in den Rücken fallen würden. Es fiel mir einfacher, gute Lösungen und Kompromisse mit Frauen zu finden. Machtspiele fanden wenige statt, weil wir sachbezogener verhandelten.

Durch Beobachten habe ich jedoch viel von den Männern gelernt. Ich plädiere absolut für gemischte Teams, denn wir sind eine diverse Gesellschaft. Verwaltungen und Unternehmen müssten viel diverser sein. Auch ich war eine weisse Frau in einer multi-

¹ Vgl. «Das Frauenhaus. Die Bauverwaltung hat ab heute eine rein weibliche Führung, nicht alle kommen damit klar.» *Berliner Zeitung*, 1. März 2007, S. 19.

kulturellen Metropole. Erst in Berlin habe ich verstanden, dass es einen weiblichen Blick auf Stadtentwicklung gibt: wie man über Projekte und Programme spricht, welche Fragen man stellt, wenn man ein Projekt beurteilt, wenn man mit Investorin-

Ich plädiere absolut für gemischte Teams, denn wir sind eine diverse Gesellschaft. Verwaltungen und Unternehmen müssten viel diverser sein. Auch ich war eine weisse Frau in einer multikulturellen Metropole.

nen und Investoren verhandelt, welche Art von Sprache man redet, wie man in Beteiligungsprozessen auf die Menschen zugeht.

Ich bin heute überzeugt: Wenn die Welt und unsere Städte auf der Gestaltungsebene besser werden sollen, dann brauchen wir Diversität bei jenen, die entscheiden und gestalten. Quoten sind notwendig, denn von allein wird sich das nicht ändern.

Nach 14,5 Jahren in Berlin habe ich etwas gemacht, was auch nur Frauen machen: Ich habe einen Job mit viel Macht freiwillig abgegeben. Nun komme ich in meinem neuen Leben an. Das wird dauern. Im Moment mache ich ganz viele verschiedene Dinge, ich male, segle und kümmere mich um meine Mutter. In meiner neuen Firma mache ich alles von strategischer Projektberatung über Juryarbeit bis zum Co-Entwerfen, aber auch Managementexpertise und Coachings. Dabei nenne ich mich «die Stadtmacherin», weil Stadt nur durch das Machen entsteht. Bis jetzt war mein Beruf das Zentrum, dorthin floss all meine Schaffenskraft und Energie. Daneben hatte, ausser meinem Mann, nicht mehr viel anderes Platz. Ich, die ich so leistungsorientiert bin, habe eine neue Herausforderung gefunden: lernen, zu geniessen. —

Regula Lüscher (1961) ist seit ihrer Rückkehr aus Berlin mit ihrer eigenen Firma in der Beratung tätig. www.stadtmacherin.ch

Résumé

Die Stadtmacherin Une rétrospective personnelle sur la carrière d'une architecte

Regula Lüscher a grandi dans une famille de la couche moyenne, dans laquelle la culture jouait un grand rôle. A l'EPF Zurich elle s'est alignée sur des modèles masculins et sur des enseignantes féminines. Son succès a souvent été relativisé par des allusions à sa féminité et à son apparence physique. Plus tard, dans sa pratique avec son premier partenaire Patrick Gmür, elle a su se faire respecter sur les chantiers et auprès des maîtres d'ouvrage grâce à sa capacité d'attention et à un travail acharné. Dans les jurys, on appréciait son aptitude à jouer les intermédiaires, même si on mettait aussi en doute sa position en raison d'un « bonus féminin ». En tant que directrice adjointe de l'Office de l'urbanisme de Zurich, elle est parvenue à y augmenter la proportion de femmes. A Berlin, Regula Lüscher a réalisé un urbanisme contemporain en impliquant la population citadine au cours des quatorze années où elle a été Directrice de l'urbanisme du Sénat et Secrétaire d'État, souvent contre vents et marées. Malgré des performances indiscutables, ses succès aussi bien que ses échecs ont toujours été associés à son genre.

Summary

Die Stadtmacherin A highly personal review of a professional career

Regula Lüscher grew up in a middle-class family in which culture was seen as particularly important. As a student at ETH Zurich she oriented herself on male role models and female teachers. Her success was not infrequently relativised with references to her appearance and the fact she was a woman — behavior that has accompanied her entire career. After the study, in her later practice with her first partner Patrick Gmür she earned a great deal of respect on the building site and with clients through her attention to detail and her hard work. On juries her ability as a mediator was much esteemed but her position as a “bonus woman” was also questioned. As deputy director of the Office for Town Planning in Zurich she succeeded in increasing the number of woman employed there. During her fourteen years in Berlin as Senate Director of Architecture and State Secretary of Urban Development Regula Lüscher implemented a contemporary kind of urban design in which urban society was involved.